

Bis auf den letzten Mann.

Von Adolf Starl (Marienbad).

„Eines verleihe ich nicht.“ sagte Schwester Veria und ließ für einen Augenblick die stets fleißigen Hände in den Schoß sinken. „So vieles, so Gewaltiges habt Ihr Männer da draußen erlebt, aber keiner erzählt etwas darüber. Ich habe da unlängst, als ich bei dem schwerverwundeten Leutnant Nachtwache hielt, in einem alten Zeitschriftenbunde aus den Tagen des 70er Krieges geblättert. O Gott, was wußten damals die Krieger alles zu erzählen.“

Der Hauptmann drehte sich ein wenig zu der Sprecherin hinüber, langsam und vorsichtig, denn das von einem Schrapnell zerstückelte Bein schmerzte höllisch bei jeder Bewegung. „Erzählen, liebe Schwester? Was sollen wir erzählen? Gewiß, man erlebt viel und Großes, aber erzählen...? Ich bin doch nicht gerade verlegen um Worte, ja, ich will Ihnen sogar gestehen, daß ich vor dem Kriege wiederholt mich schriftstellerisch versucht habe und nicht ganz ohne Erfolg; aber erzählen? Vielleicht später, nach Monaten oder Jahren. Heute ist mein Hirn ausgebrannt, wußt und leer, wie eine polnische Landschaft, über die der Kriegsturm hinweggebrocht ist. Und so sehr ich auch nachdenke über die acht Monate, die ich draußen im Felde gelegen, mir will nichts einfallen, was des Schilderns wert wäre. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen das erklären soll. Es ist gerade so, als sprächen Sie zu einer Frau, einer braven, fleißigen, tüchtigen Hausfrau, die auf ein Jahrzehnt einer glücklichen Ehe zurückblickt: Erzähle! Glauben Sie, daß sie Ihnen viel wird erzählen können, schöne abgerundete Geschichten, wie sie die Schriftsteller erfinden, trotzdem ihr Leben voll war von Freud und Leid, von sorgenvollen Tagen und seligen Stunden? Das Beste und Schöne fühlt man und trägt es mit sich als ewigen Besitz, aber man findet keine Worte dafür. Und wenn man sie findet, dann klingt das, was man sagt, so unbedeutend und fremd, daß man nicht versteht, wie das Wort, das geiprochene Wort, Dinge so verändern kann.“

Wenn ich zum Beispiel nachdenke über das, was ich erlebt habe, so verschwindet die Erinnerung an das Duzend Gefechte und Schlachten, die ich mitgemacht habe, und als größtes Ereignis meines Kriegsdaseins erscheint mir eine Nacht, eine sternklare, stille, ruhige Nacht, in der kein Schuß fiel, in der kaum die laut die tiefe Stille unterbrach. Es geschah nichts, gar nichts in dieser Nacht und doch hat sie sich mir als größtes Erlebnis meines Lebens eingepreßt. Ich will versuchen, in Worten zu schildern, was sich freilich meinem Empfinden nach sehr matt und schal ausnehmen wird. Aber Sie sollen wenigstens meinen guten Willen sehen, liebe Schwester.

Auf dem Rückzug war es, auf unserem ersten Rückzug, wenige Wochen nach Kriegsbeginn; heute wissen wir alle, daß ein Zurückweichen oft eine ebenso geniale Tat sein kann als ein Vormarsch. Auch in diesem Punkt hat der gegenwärtige Krieg die alten Werte umgewandelt. Damals freilich waren wir noch ganz in den historischen Anschauungen befangen, daß Vormarsch Sieg und Rückzug Niederlage sei, und da der Feldmarschall es nicht für nötig gehalten hatte, uns inbaldern Offiziere in seine strategischen Pläne einzurichten, war unsere Stimmung nicht die beste, um so mehr, da die günstige Gefechtslage unseres Regiments den Befehl zum Rückzuge ganz unverständlich machte. Die Mißstimmung hatte auch die Mannschaft ergriffen; meine braven Jungen, die singend und lachend gegen die Maschinengewehre des Feindes angestürmt waren, marschierten verdrossen und schweigend die Straße zurück, die wir vor wenigen Tagen in umgekehrter Richtung passiert hatten.

So ging es rückwärts, Stunde um Stunde. Wir waren die ersten gewesen beim Vormarsch und hatten uns nicht wenig darauf zugetraut. Jetzt, beim Rückzug, waren wir die letzten und dem Feinde immer noch am nächsten; aber es fehlte der Jubel und die Kampfeslust, oder sie traten doch nicht in Erscheinung. Es war auch keine Gelegenheit, sie zu betätigen, denn der Feind folgte uns nicht, wenigstens nicht in Schreite.

Der Abend war allmählich herabgesunken, ein stiller, warmer, ruhiger Sommerabend. Die Sterne glänzten am Himmel in jenem fast überirdischen Glanz, den wir auch bei uns daheim in klaren Sommernächten so bewundern. Trotzdem kein Mond am Himmel stand und die Sonne längst untergegangen war, wurde es doch nicht vollständig dunkel. Ein ungewisses Licht, das herkam, man wußte nicht woher, ließ die Gegenstände und Personen der Umgebung erkennen, aber nicht klar und deutlich wie bei Tageslicht, sondern unsicher, verschwommen, wie durch einen Rauchernebel hin-

Die Erweckung der Maria Carmen.

Von Ludwig Brinkmann.

Der Tag ging in Geschäften und Entschlüssen dahin. Oberst Powell scheint sich mit seinem Schicksale ausgeöhnt zu haben und war gewillt, mich anzuerkennen. Da ich eine neue Aufgabe übernommen habe, bin ich auch entschlossen, das Meine zum Gelingen des Ganzen zu tun. Mein „morgen“ hat sich entschieden, das „übermorgen“ wird sich finden. „Glück auf!“ das ist der deutsche Bergmannsgruß. Also „Glück auf“ der Imparcal Mining Co. Ltd. (Kapital 100 000 Pesos)!

Der Name unserer Gesellschaft soll übrigens andeuten, daß wir in dem von politischen Leidenschaften zerrissenen Lande, das sich dazu noch stets von einer nordischen Invasion bedroht fühlt, nichts weiter beabsichtigen als ruhig unseren Geschäften nachzugehen.

Zweck des neuen Unternehmens: Wiedereröffnung der Silbergrube „Maria Carmen“, im Distrikte Taviche, Staat Doraca.

Den Geschäftsanteilen entsprechend ist die Anzahl der Stimmen festgelegt. Dazu hat sich Powell, wenn er mit seinen drei Stimmen in der Minderheit bleiben sollte, den Schutz der Minorität gewähren lassen, indem größere Geldausgaben — über 1000 Pesos — unter allen Umständen seiner Zustimmung bedürfen.

Im übrigen ist er stiller Teilhaber, während wir anderen tätig sind. Die Gehälter von uns dreien sind so festgesetzt, daß wir in den beiden ersten Jahren jeder nur 850, von da an aber 3000 Pesos jährlich beziehen. Unsere Arbeitskraft während der beiden ersten Jahre ist somit zum Teil als weitere Kapitaleinlage aufzufassen.

Nach den ersten beiden Jahren sollen die etwaigen Gewinne verteilt werden, so daß Stuart und ich jeder zwanzig, Ward und Powell jeder dreißig Prozent erhalten.

Die Entdeckung der Grube und das Vorkaufsrecht wurden mit einem Fünftel des Gesamtkapitals von 100 000 Pesos bewertet, die von Ward und Stuart als Einlage gegeben wurden. Außerdem werden Powell in bar 42 800, Ward 14 300 und ich 10 000 Pesos zahlen, so daß als wirkliches Kapital etwa zwei Drittel des Nominalwertes in die Betriebskasse des Unternehmens fließen.

durch, der nicht nur die Form halb verhält, sondern auch verändert und verzerrt, daß uns alles fremd und gespenstisch anmutet. So wenig die Lage dazu angetan war, träumerische und phantastische Stimmungen zu erwecken, konnte ich mich doch diesem Zauber der Sommernacht nicht ganz entziehen.

Wir haben einen kleinen, hoch gelegenen Wald passiert. Jetzt liegt er hinter uns, dunkel und dräuend, wie eine riesige, unheilvolle, gewitterchwangere Wolke. Vor uns aber, weit übersehbar und doch ins Dunkel verschwimmend, dehnt sich am Fuße des Berges die Ebene. Ein dumpfes Brausen dringt herauf, wie von fernher Meeresbrandung und meine Au die Finsternis gewöhnten Augen sehen oder glauben zu sehen — denn es kann wohl Sinnes-täuschung gewesen sein, da man ja bei dem ungewissen Lichte der Nacht kaum etwas in der Tiefe unterscheiden kann — wie sich die Heereskolonne als ungeheurer Riesenschlange die Straße entlang wälzt.

„Ganzes Bataillon halt!“ und: „Die Herren Offiziere!“ Im Laufschrift — mein braver Gaul hatte längst das Zeitliche gesegnet und ich mußte gleich den meisten anderen Offizieren auf Schusters Haken marschieren — eile ich zum Versammlungsort. Mit ruhiger Stimme, der man keine Spur von Erregung anmerkt, verliest der Major den eben erhaltenen Befehl: „Das Bataillon hat den Rückzug zu beenden und die Stellung zu halten bis auf den letzten Mann.“ Alle hören es schweigend. Nur dem kleinen T., der erst vor vier Tagen Leutnant geworden ist, entschlüpft es: „Ein Todesurteil.“

Ruhig trifft der Major seine Anordnungen. Ein Zug muß hinein in den Wald, als Vorhut.

„Wer von den Herrn — — —?“

„Ich,“ schreit der kleine T. Und als fürchte er, jemand könnte ihm diesen gefährlichsten Posten streitig machen, eilt er davon. Auch wir wussten zu unserer Mannschafft. Der Major ruft uns zurück und reicht jedem von uns noch einmal die Hand. Täusche ich mich oder zuckt es wirklich um seinen Mund und werden ihm die Augen feucht? Ich muß mich wohl getäuscht haben. Denn im nächsten Augenblick klingt seine Stimme scharf und kalt, wie auf dem Gergzierplatz:

„Die Herren können abtreten!“

Die nächsten zwei, drei Stunden kamen wir nicht zum Nachdenken. Arbeit ist ein sicheres Mittel gegen schwarze Gedanken. Es galt, sich einzugraben, Schützengraben zu ziehen, Feldwachen aufzustellen. Dann aber war das getan und tiefe Stille senkte sich über die Höhe. Auch drunten in der Tiefe war es still geworden. Die Riesenschlange hatte sich fortgewälzt und uns zurückgelassen.

Wie mir zu Mute war, vermag ich nicht zu schildern. Nur das eine weiß ich: ich empfand keine Spur von Angst, ja nicht einmal von Aufregung. Eher war es Ungebuld und eine Art von Neugier, was mein Inneres erfüllte: „Warum bleibt der Feind solange aus?“ und: „wie wird es werden?“ Und aus dem Zuge der Gedanken tauchten immer wieder fünf Worte auf: „Bis auf den letzten Mann.“

Der Major kam, die Stellungen inspizierend, ruhig und sicher, wie bei einem Manöver. Ich weiß, daß mir dieser Gedanke zugleich sonderbar und doch wieder selbstverständlich vorkam. Dann ging er ein Stück in den Wald hinein. Ich sah, wie er sich auf einen Baumstumpf setzte, etwas aus der Brusttasche zog und küste. Er war glücklich verheiratet und Vater zweier reizender kleiner Mädchen, die er anbetete.

Unser Arzt kam mit den Sanitätsleuten und traf seine Vorbereitungen. Auf eine der Feldtragen streckte ich mich aus und — schlief ein! Jawohl, ich schlief ein, fast sofort, und schlief ruhig, traumlos und tief die ganze Nacht. Dieser ruhige Schlaf scheint mir heute noch wie ein großes Wunder.

Als ich die Augen aufschlug, graute der Tag. Die Schützengraben sah ich, in denen unsere braven Jungen hodend schliefen, das Gewehr im Arm, bereit, falls der Ruf der Feldwachen das Kommen des Feindes melden würde, ihn blutig zu empfangen; den Wald sah ich, der im Tageslicht gar nicht fürchterlich ausah, sondern recht himmellich und lässig mit seinen verkrüppelten Stämmchen, die unsere Leute zum Teil noch in der Nacht gefällt hatten, um Verhaue zu bilden. Dies alles sah ich und mir war weder wohl noch wehe zu Mute. Höchstens ärgerlich war ich, weil ich bemerkte, daß meine Zigaretten fast leer war.

Zwei Stunden später kam der Befehl, daß unser Bataillon abzurücken solle. Es hatte seine Aufgabe erfüllt. Der durch den unerwarteten Rückzug verblüffte Feind hatte wohl eine Falle vermutet oder war er dem Vortage noch zu sehr geschwächt, genug, er hatte nicht nachgedrängt. Unbehindert zogen wir ab und am Nachmittag sahen wir wieder zu unserem Regiment.

Damit läßt sich, wenn auch nicht viel, so doch schon etwas beginnen. Und ich bin Minenbesitzer geworden. —

Powell, Ward und Stuart fahren morgen nach unserer Besitztüme ab. Sobald sich der Oberst durch Augenblicke davon überzeugt hat, daß die Verhältnisse wirklich so liegen, wie Ward und Stuart sie geschildert haben, weist er die Kapitäne an und hilft beim Abschluß des Kaufvertrages mit dem Hofkamm in Doraca.

Ich selbst bleibe noch einige Tage hier. Ich habe heute nach Deutschland geschrieben, daß meine Gelder an Schmidts Bank überwiesen werden. Sobald der Vertrag in Doraca abgeschlossen ist — ich erhalte ein Telegramm — werde ich die Summe auf das Konto des Imparcal überweisen lassen. Wegen gewisser Formalitäten ist meine persönliche Anwesenheit dazu nötig. Dann fahre ich sofort nach.

Endlich kam heute noch mehr als einer Woche langweiliger Wartezeit die Depesche von meinen Teilhabern, die mich von meinem theoretischen Bergbauindium erlöst, mich endlich erdriechlicher Tätigkeit wiederab! Mein Koffer ist längst gepackt; ich fahre heute nachmittag noch nach Puebla. Wird mir der Abschied schwer? Auch Schmidt habe ich kaum einen Bekannten hier, und der sieht meinem Herzen nicht besonders nahe. Aber jedesmal, wenn ein Baum verpflanzt wird, läßt er im alten Erdreich Tausende und Abertausende von zarten Wurzelkoffern zurück — ich habe Stadt Mexiko, namentlich in den letzten Wochen der Freiheit, doch lieb gewonnen.

Um sechs Uhr aus dem Bette, um acht von Puebla abzufahren. Die Strecke nach Doraca ist etwa 360 Kilometer lang; die Eisenbahn hat aber dazu mehr als zwölf Stunden gebraucht, da ihre Schmalspurweite, die starken Steigungen im Gebirge und der südamerikanischen Schlenndrian keine größeren Geschwindigkeiten zulassen.

Diese Gemächlichkeit war mir übrigens nicht unwillkommen. Wohl selten ist es einem Reisenden vergönnt, zwischen Morgen und Abend eines einzigen Tages so viele Klimata mit so viel verschiedenen Vegetationsformationen und entsprechenden Landschaftsbildern zu durchqueren, wie gerade auf dieser Strecke, die aus der subtropischen Feuchtigkeit des mittleren Plateaus, aus der Tierra Fria, durch die Tropenluft der tief ins Gebirge einschneidenden Flußtäler, die Tierra Caliente, wieder hinauf zur südamerikanischen Hochebene führt. Zunächst erinnerte die Landschaft fast an unser Thürin-

Ich habe ein Duzend Gefechte und Schlachten mitgemacht, aber keine hat in mir eine so unauslöschliche Erinnerung zurückgelassen, als jene ruhige, stille Nacht, in der kein Gewehrknall fiel, in der wir am Waldesraum lagen, um den Rückzug zu decken: „bis auf den letzten Mann.“

Im Tal des Dunajec.

Der Kriegsberichterstatter des schweizerischen Blattes „Tages Anzeiger“ an der galizischen Front, Bengt Berg, sendet seinem Blatte eine Schilderung des so vielgenannten Dunajecgebietes, der wir die nachstehende Probe entnehmen. Die Redaktion.

Zwischen den ungarischen Steppen und der roten Erde Galiziens erhebt die Tatra ihre wuchtigen Finnen über den Stamm der Karpaten, und von den Schneefeldern der Tatra herab bahnen sich des Dunajec Bogen ihren schier endlosen Weg bis hinunter zum fernem Ostseestrand.

Die Welt ist groß und ist dennoch so klein. Die Bäche in den Bergwäldern droben überstürzen sich in jugender Eile, als fürchteten sie, der große Fluß drunten könne ohne sie davonrauschen auf seiner langwierigen Reise gen Norden, als fürchteten sie, das Tal nicht mehr zu erreichen, dem sie alle zuströben, dies Schredenstal, um das nun seit Monaten Tag und Nacht die erbitterten Kämpfe toben. Und über eine Weile werden all die Wasser, die da jetzt schäumend herniederbrausen, die Ästen der Ostfere umspülen, und die nördlichen Wellen, die hier das Blut der Kämpfer mit fortspülen, werden ruhig durch Städte und Dörfer dahingehen, in denen beschaulicher Friede herrscht. Die Welt ist so klein. . . .

Der Fluß Dunajec selbst ist wie ein bewegtes Menschenleben. Aus dem Schoße der Tatra drängt er ungestüm hervor zum Licht; ein jeder Frühling brachte ihm neues Wachstum und Stärke, und war er oben in den engen Karpatenschluchten auch eingengt, so brauste er hernach nur um so gewaltiger daher, um endlich einmal die Freiheit zu gewinnen und seine Kräfte in der erschlanten Ebene zu entfalten.

Er trifft auf Hindernisse und umgeht sie, daher sein geschlängeltes Lauf. Gibt es aber kein Ausweichen, so dehnt er sich in die Breite, bis daß er Kraft genug findet, das Hindernis zu zerdrücken, daher die zahlreichen Stromschnellen. Aber erst nachdem er sich den letzten Ausläufern des Gebirges genähert, und das Flachland ihm von ferne winkt, ist er stark genug, seinen Weg gen Norden nach eigenem Willen zu gehen. Er nahm auf seiner Wanderung Wäde und Blüße in Unzahl in sich auf, die die Kraft nicht hatten, den eigenen Weg zu gehen; nun schreitet er im Verein mit der mächtigen Weichsel daran, das vielumstrittene Polen zu teilen. — lange noch, bevor die Menschen auf diese Teilungsgedanken kamen.

Das Tal des Dunajec aber ist seit jeher seine Glanzzeit; der lange Weg durch Polen nur noch die Resignation, nicht mehr der wahre Herrscher zu sein. Denn dort, wo die Weichsel in die Ostfere mündet, kummert man sich nur wenig um die Tatra oder darum, wo der Dunajec emspringt, der doch, solange er durch Galizien wandert, ein so mächtiger Fluß ist.

Im Frieden ist der Dunajec ein Mittel, um vortwärtszukommen; im Krieg ist er ein Hindernis, das selbst den zähesten Gegner lange festhält. Und ganz wie er die Seeer anlockt, die sich mit Mann gegen Mann an seinen Ufern gegenüberstellen, so lockt er auch schon in Friedenszeiten die Menschen an, sich längs seines Laufes niederzulassen.

An den letzten hängigen Ausläufern des Gebirges klettert, so weit das Auge reicht, die Keder hinan. Der Wald ist kräftiger und höher, wo der Fluß sein Bett durchs Tal gegraben hat, und die rauhen Bergwinde nicht hineinreichen. Und die Anstiege hängen sich, teils wohl der Schiffahrt, teils wohl auch des Fischfanges wegen, teils wohl auch, weil die Menschen in Galizien nun mal eine merkwürdige Vorliebe für Wasserläufe (weniger dagegen für laufendes Wasser an sich) haben, und sei es auch nur ein noch so winziges Flüsschen, an dem genügend Platz ist, um eine gleich winzige Anstiedelung hinzubauen.

Unterhalb des Berges, draußen vor dem Tal des Dunajec, dehnt sich das Land in gewaltigen Wellenlinien von Hügel und Tälern. Die Hügel sind fast alle kahl, denn es fällt niemandem ein, dort oben etwa zu bauen, aus dem einen Grunde schon, weil es dort oben zu gesund ist, so gesund jedenfalls, wie es in dieser

gen; wir fahren an sanft geschwungenen Hügelketten vorbei, die grün bewaldet deutschen Forsten gleichen. Zudem rief der Anblick der kleinen spanischen Dörfer immer wieder aus träumerischen Reflexionen zur Wirklichkeit zurück; diese niedrigen weißen Häuser mit den flachen Dächern und die etwas stereotyp anmutenden romanischen Kirchen mit den beiden Türmen und der gewölbten Kuppel gibt es nur in lateinischen Ländern. So ging es über die Hochebene hin bis nach Tehuacan, das wegen seiner heilkräftigen Mineralquellen das Karlsbad Mexikos genannt wird.

Doch plötzlich änderte sich das Bild: die Berge schienen immer näher an die Bahn heranzurücken, die einen Flußlaufe folgend allmählich in glühendheiße Täler hinabrollt. Die Rasteeen nehmen baumartige Formen an; sie treten an Stelle des Raubmalbes der Hochebene, die der Zug verlassen. Und in den Niederungen des Tales wiegt sich das hochragende Zuckerrohr im leisen Luftzuge, der von den Bergen hinabströmt; weite Felder mit Mais und Tabak gedeihen auf dem humpfigen Boden an den Ufern des Flusses, auf denen vereinzelte Akakaobäume und mächtige Palmen emporragen.

Einmal hält der Zug fast eine Stunde und ermöglicht es den Reisenden, die Mittagsmahlzeit in Ruhe einzunehmen. Die wird, wie hier überall, von Chinesen, den hochfingigen Söhnen des bezogenen Ostens, bereitet. Vielleicht ist es nur ein Raffeurvorurteil — aber mir will es nie schmecken, wenn die ichthäufigen Himmelsfische mir die Schüssel reichen. Ich unterhalte mich daher vor dem Bahnhofshauslein mit ein paar vollblutindianischen Mädchen, die herrliche südamerikanische Früchte verkaufen, Orangen, saftige reife Bananen, Erdbeeren, Mangos, die blutroten Früchte der Rasteeen und viele andere, deren Namen ich überhaupt nicht kenne; die helfen mir über die Hitze hinweg, die fürchterlich im engen Tale brütet.

Schließlich hat man das schmählich aus den wärdlich bewaldeten Bergen geraubte Holz zur Heizung der Lokomotive in den Tender geladen, und der Zug legt sich wieder in Bewegung; ihm folgt die Schar dreiviertelnackter indianischer Kinder, die in vergeblicher Hoffnung jetzt zum letzten Male die Hand ausstrecken und um Centavitos stehen und denen man zum letzten Male versichert: ich hob kein Geld.

Nun zwingt sich der Fluß in klaurige Felsenspalte ein; er rauscht über wildes Gestein, das Wind und Wetter im Laufe der Jahrtausende vom oberen Rande der Granitwände losgerissen haben. Die tropischen Gluten lassen hier kein einziges bedürfnisloses Pflänzlein gedeihen; leblos ist die Steinwüste; nur hoch im tiefblauen Aether kreisen ein paar Geier.

(Fortf. folgt.)

Wegend überhaupt sein kann. Es geht dort oben ein zu frischer, reinigender Wind, im übrigen aber mühte jeder, der Wasser haben will, doch mindestens mehrere Meter tief graben, und das — nein, das lohnt sich doch sicherlich nicht. So hat man sich denn begnügt, hier und da gelegentlich ein wenig zu pflügen und zu buddeln, so daß das Land zur Not schließlich aussieht, wie etwa ein Acker. Gehörte es jedoch unmöglich einem der sogenannten „polnischen Fürsten“, denen ja hier so gut wie alles gehört, oder fanden sich gerade einmal nicht Arbeitskräfte genug, so hat man das Land ganz einfach wieder brach liegen lassen oder es im besten Falle mit etwas Jungholz bespizant.

Auf den Hügeln in der Nähe größerer Ansiedelungen oder Städte thront mit Vorliebe weithin sichtbar ein Kloster, teils vielleicht, um den Eindruck zu erwecken, als sei es dem Himmel näher, teils vielleicht auch, um den Leuten da unten stets als Mahnung an ihre sowohl wie an des Klosters Bedürfnisse vor Augen zu stehen.

Die Stadt aber, in der die Menschen in heißen Sommern und kälteren Wintern ihr Leben verbringen, liegt wie ein Vienenstock irgendwo unten im dumpfigen Tal. Selten, daß man auf eine Ausnahme stoßt.

Für den Westeuropäer ist und bleibt denn auch jede galizische Stadt bei Licht gesehen noch immer ein Stück Asien in Europa, die sich von jeder anderen russischen oder polnischen Stadt durch nichts unterscheidet, nicht einmal dadurch, daß wie dort, so auch hier der geschmacklose Ziegelbau der Kirche dem Besucher inmitten der verfallenen Hütten bettelarmer Bauern entgegensteht.

Aber kaum rührt irgendwo ein Wässerschen durchs Land, es mag so klein und dumpfig sein, wie es will, schon finden sich auch wieder neue Menschen, die ihre Wohnungen um es herum bauen. Es dauert gar nicht lange, und die Häuser stehen in mehreren enggedrängten Reihen da, so daß es fast aussieht, als wären die hintersten immer näher an die vordersten herangerückt, um dem schlammigen Kämpel nur ja möglichst nahe zu sein.

Eine grandiose Straße mit stinkendem Nimmstein bildet die Hauptader der Stadt. Im Grunde genommen habe ich diesen Nimmstein stets als völlig überflüssig empfunden, denn ein einziger Regen- oder Tauwettertag genügt, um die Straße in ihrer ganzen Ausdehnung in einen Nimmstein umzuwandeln, in dem die Wagenräder bis über die Speichen versinken, und eine Anzahl lustiger Wässerschen rieseln, die sich nach erfolgter Vereinnung in den Bach, an dem die Ansiedelung liegt, ergießen. Aus diesem Bach, in dem alles, was fließen kann, sich bequemt, holen die Einwohner ihr Wasser. Es kimmert sie nicht, daß sie, wolkten sie sich die Mühe machen, einen Meter tief zu graben, bereits auf Grundwasser stoßen würden; es kimmert sie auch nicht, daß hier und da ein von der Gemeindevorwaltung errichteter Brunnen steht, denn an diesem füllen ihre Krufen eigentlich nur diejenigen, die unmittelbar daran wohnen, die übrigen holen ihr Wasser nach wie vor dort, „wo sie's halt mal gewohnt sind“.

Der Fahrweg liegt zumeist höher als die Häuser selbst. Hier und da ist eine Treppenplanke zu den Häusern hinüberzulegen, d. h. wenn der Hausbesitzer gerade mal den Einfall gehabt hat. Andernfalls sieht eben ein jeder zu, wie er am besten durch den Dreck hinüberkommt.

Die kleinen, gezimmerten Häuschen mit den Strohdächern, die noch einmal so hoch sind, wie die Hauswand, liegen hinter niedrigen, aus Weisern geflochtenen Hecken. Mit es gerade ein „wohlbestalltes“ Anwesen, so kann es wohl geschehen, daß sich neben der kaltegetränkten Stube noch ein Raum für das Vieh, die Ackergerätschaften und das Korn findet, das dem Bauern verbleibt, wenn er alle, die ihn ausaugen, vertriebt hat. In den meisten Fällen ist es jedoch kein „wohlbestalltes“ Anwesen, und da gibt es dann eben nur einen Raum mit einem Fenster. Dort wohnen die Menschen. Voran man jedoch dieses Zimmer betritt, durchdreht man eine Art Vorraum, dessen Diele die Erde selber bildet; dort stehen meistens eine oder zwei Kühe; eine Gans watschelt daher, Hühner springen ein und aus, ein paar Tauben gurren auf dem Giebel, und irgendein fruppiger, dreifiger Hater bläfft einen jeden an, der an ihm vorbeigeht.

Die Männer sind fort. Die jungen sind an der Front und die alten besorgen mit ihren eigenen Bogen und den kleinen, aber gähen Freuden allerlei Lastfahrten für den Train. Zwei kleine Mädchen stehen an die Hauswand gelehnt, draußen im Schnee. Ihre Kleider bestehen aus einigen schmutzigen Lumpen, die eine in der Hand und die Schuhe der anderen würde in Westeuropa selbst das ärmste Bettelkind von sich werfen. Und es ist nicht gerade sehr kalt, aber es liegt doch Schnee, und es ist Winter. — Die Häuser sind samt und sonders ohne Schornsteine. Den Bergwald droben darf niemand anzukühen, denn er gehört einem polnischen Magnaten. Im Brunnen sieht der Topf. Im nächsten Hof sind die Blätter. Gehten ist wieder ein Soldat daran gestorben. Und mit dem Frühjahr kommt nun wohl auch die Cholera wieder. . . .

Ich weiß nicht, ob das alles allein am Arische liegt; ich weiß nur, daß es Tränen aus härteren Augen pressen könnte, als die meinen sind. Die Kinder spielen nicht einmal hier. Nein, sie stehen da, an die Hauswand hingelehnt, stehen schweigend in Kälte

und Lumpen und Schmutz und staren unterwärts vor sich hin mit dem müden Blick der Alten in der großen Kinderaugen. Es ist, als sei es nicht genug, ihren Hunger zu stillen, als könne man den Leidenszug aus ihren Gesichtern nicht fortwischen mit einer Gabe von Brot. Und es ist nicht ihre Umgebung allein, die ihnen alle Kinderfreude geraubt und zertrümmert hat. Nein: aus ihren entsetzten Blicken sprechen die Leiden unzähliger bedrückter Geschlechter, aus diesen Blicken spricht der Jammer verzweifelter Mütter, die in der Nacht Stille weinten, daß es ihnen nicht möglich war, ihrer Kinder Hunger zu stillen.

Möglichst mitten in der Stadt, so daß ein jeder sie sehen muß, steht die Kirche.

Die Kirche ist aus feinem roten Ziegel erbaut. Die Hütten der Bauern aus ungehauenen Stämmen.

Die Kirche ward nach dem Plan eines Baumeisters errichtet. Die Hütten der Bauern nach dem Vorrat von brauchbarem Holz.

Die Kirche hat ein richtiges, schönes Schieferdach. Die Hütten der Bauern haben Dächer aus zerfallendem Stroh.

Die Kirche hat viele buntbemalte Glasfenster. Die Bauern konnten nur ein einziges kleines Fensterchen in die Vorderwand der Hütte setzen.

Die Kirche hat Gold an ihren Türmen und Silber auf ihrem Altar. Die Bauern haben nie anderes Gold, als das der Kirchtürme gesehen und nie anderes Silber, als das, was sich nicht allzu oft als Münze zu ihnen verirrt.

— Draußen, hinter den letzten Ausläufern des Gebirges, schimmert die Erde feucht durch den schmelzenden Schnee, in Erwartung des Frühlings und der Saaten. Es ist so überaus dankbar, dies Land hier zu beackern. Der Boden ist fruchtbar und arm an Steinen. Und die Sonne scheint so warm im Tal des Dunajec, und von oben, von den Karpathen, stürzen ungezählte Wasser herab. Und die Saat spricht reichlich und belohnt die Mühen des Sämannes mannigfaltig. Nur — ja, nur ist eigentlich die Mühe so trostlos vergebens. Es bleibt so wenig übrig für den, der nicht selbst den Boden beist.

Der polnische Magnat muß eine hohe Pacht erheben, denn er muß standesgemäß leben, und das kann er sonst nicht.

Schlägt aber die Ernte einmal fehl, oder der große Bruder, der die stärksten Arme hat, trinkt aus dem Bach und liegt alsbald am Typhus daneben, so muß Vater zum Geldverleiher gehen und sich in Schuld setzen, um die Pacht zahlen zu können und nicht von Haus und Hof gejagt zu werden.

Und von der Zeit an muß er seine gesamte Ernte unter dem Preis verkaufen, denn der Geldverleiher besteht darauf, daß er sonst die ganze Schuld auf einmal bezahle. Und wenn dann der Magnat seine Pacht hat und der Gläubiger den Zins und der Staat seine Steuern, so muß auch noch die Kirche haben, was der Kirche ist, bevor daran gedacht werden kann, der Kinder Hunger zu stillen.

Die Kirche will aus rotem Ziegel gebaut sein mit einem richtigen, schönen Schieferdach. Die Kirche muß gemalte Glasfenster haben und Gold an ihren Türmen und Silber auf ihrem Altar.

Und deshalb ist die Erde unter des Bauern Pflug so hart und schwer im Tal des Dunajec. . . .

(Deutsch von Werner Peter Larsen.)

Kleines Feuilleton.

Schwedische Expressionisten.

In den Ausstellungszimmern des „Sturm“ (Wotsdamer Str. 134a) kann man zurzeit die Arbeiten von fünf schwedischen Malern (von denen einer eine Dame ist) besichtigen. Man erfährt zunächst, daß jene seltsame Erscheinung, die man Expressionismus genannt hat, und die noch immer allen Philistinen ein Ladreiz, den Eingeweihten aber nur eine Geheißerfüllung ist, auf ihrem Zuge durch Europa nun auch in das Land Strindbergs gelangte. Wir wissen, daß die Expressionisten die Aufgabe der Malerei darin sehen, die Natur zu verneinen und unabhängig von ihr das zu gestalten, was das Subjekt empfindet, was es sozusagen innerlich mit den Nerven und den Muskeln, mit der Vorstellung und dem Willen sieht. Nun hat solches Programm freilich einen Haken, nämlich den: daß nichts aus den Sinnen herausgehen kann, was nicht früher in sie hineingegangen ist. Es können sich also auch die Expressionisten, die Ausdrucks-maler, von den Eindrücken, d. h. von der Natur, nicht völlig lösen. Sie müssen wohl oder übel in den Grenzen dieser Welt bleiben. Immerhin, es ist ein Unterschied, ob ein Maler sich bemüht, möglichst genau die Wirklichkeit abzuschildern, oder ob er nur die Empfindung, den Kausch, den die Wahrnehmung irgendeines irdischen Seins oder Geschehens in ihm hervorrief, als eine Art Gefühlsskizzenogramm, ohne alle photographische Absicht, mehr aus psychologischen oder dekorativen Gründen auf die Leinwand bringen will. Freilich, die Besten der Impressionisten, Leute wie Liebermann oder Manet und Goya, würden es radikal ablehnen, für Abschreiber der Natur gehalten zu werden; sie würden die Theorie der Expressionisten beinahe für sich in Anspruch nehmen können. Aber zwischen ihnen und unsern neuen Revolutionären (die eher mit den Gothikern, auch mit manchem köstlichen Schmitzer

der Neger und Südeuropäer verwandt sind) bleibt doch eine Kluft. Wenn ausnahmslos jedes Bild nur durch das wertvoll ist, was es uns von dem Künstler mitzuteilen hat, so verheizen uns die Expressionisten solche Selbstverständlichkeit in einem besonderen, gesteigerten Grad. Da nun der Wille eines Künstlers immer zu Recht besteht, so haben wir Zuschauer uns einfach zu fügen und haben nur nachzuprüfen, ob die uns läßt gegebene Verheißung sich erfüllt.

Was nun unsere Schweden betrifft, so läßt sich nicht sagen, daß sie uns mit gewaltigem Flug aus allem Irdischen herausreißen, um uns in einen völlig ungewohnten Zustand des Grauens oder der Seligkeit zu versetzen. Inwiefern, soviel läßt sich zugeben: einige dieser schwedischen Ausdrucks-maler geben so etwas wie das Gefühl, das irgendein sehr empfindliches Individuum in einem Augenblick des nervös gesteigerten Daseins von der Natur (hier steht die Theorie) gehabt haben mag. Es sind Berichte von wilden und liebevollen Träumen; nicht überwältigend, aber leidlich interessant. Die Kunst rettet sich aus der harten Formwelt der Technik, der Erkenntnis, der Moral und der geheimnisvollen Weisheit. Sie will wieder urmenschlich, vormenschlich, zugleich animalisch und dämonisch sein. Nun ist bei unsern Schweden solch Begehren nirgend zur Erfüllung gereift; man kann sie trotzdem als Symptome für die gesetzmäßig sich vollziehende Wandlung der naiven Naturfreude in den bewußten Naturhaß, des klugen Analysierens in die letzte Sympothetik bewerten. Zu schwach, um toll zu sein; aber entschlossen, die Fesseln der Gewöhnung zu durchbrechen und fürs erste einmal halb aus Uebermut und halb aus Instinkt in ein zielloses Abenteuer hineinzuspringen.

Man wird sie schelten; heute, da die Ordnung doppelt geschäftigt wird, vielleicht gar verdammen. Man wird sagen, daß der Isaac Grünewald so malt, als wären Spielzeugstücke ausgeschüttet worden, und daß seine Frau Sigrid von weichen, süßen Reibeln vergiftet zu sein scheint. Man wird nicht zugeben wollen, daß die Bilder, wie sie der Isaac Grünewald von Plagen und Hafenstrafen hintastet, einige Verwandtschaft haben mit den Kengsten, die wir zuweilen beim Durchstreifen solcher grausamen, lärmersfüllten Einsamkeiten selber empfanden. Man wird nicht zugeben wollen, daß die Sigrid die eigentümliche, ahnungsvolle Atmosphäre, in der die Kinder leben, und die uns verwirrt, anzudeuten vermag.

Es ist auch gar nicht notwendig, daß man uns solches zugibt; wir sind keineswegs erpicht darauf, unsere Schweden als große Offenbarung auszugeben. Wenn wir uns für sie einsetzen, so geschieht es eigentlich mehr aus Trost und aus alter, neu entzündeter Rebellengeimung. Wir wittern das Herauskommen einer wohlbelebten akademischen Herrschaft; der wollen wir soviel Mühen und Listen bereiten wie nur irgend möglich. Darum: es leben die Schweden. R. Br.

Nochmals der Erfinder des Maschinengewehrs.

Zu der von uns in Nr. 110 des Unterhaltungsblattes gebrachten Notiz, Leonardo sei nach der Ansicht seines Biographen Feldhaus der Erfinder des Maschinengewehrs, schreibt uns Ingenieur Feldhaus folgendes:

Es ist nicht richtig, daß ich irgendwo für den großen Meister den Ruhm der ersten Erfindungen des Maschinengewehrs in Anspruch genommen habe. Es ist auch nicht richtig, daß ich irgend etwas über Leonardos Zeichnungen von Gewehren und Geschützen in der Archonholschen Zeitschrift „Das Weltall“ veröffentlicht habe. Richtig ist vielmehr, daß die ganze Notiz von Archonhald selbst ausgeht und auf einer Besprechung meines Buches „Leonardo der Zeichner und Erfinder“ (Verlag Eugen Diederichs, Jena) beruht, die im „Weltall“ erschien.

Leonardo hatte von unserem Maschinengewehr, d. h. von einer sich automatisch neuladenden und abfeuernden Waffe keine Ahnung. Was die Archonhaldsche Kritik als Maschinengewehr ansah, ist ein schon 100 Jahre vor Leonardo bei deutschen Ingenieuren bekannte Konstruktions. Insbesondere finden sich derartige Geschütze — die im Gegensatz zum heutigen Maschinengewehr für jeden Schuß ein besonderes Rohr haben — in der in Göttingen aufbewahrten Handschrift des süddeutschen Ingenieurs Knefer von Eichstädt vom Jahre 1405 dargestellt.

(Zu unserer Notiz war der Unterschied zwischen dem modernen Maschinengewehr und der alten Totenorgel bereits hervorgehoben.)

Notizen.

— Erinnerungsfest. Am 9. Januar fiel im Westen der ostpreussische Dichter Walter Heymann. Seine Landsleute veranstalteten am Mittwoch, den 19., als an seinem Geburts-tage, eine Erinnerungsfest im großen Saale der Neuen Philharmonie, Köpenicker Straße 98/97, nachmittags 4 1/2 Uhr. Eintritt frei.

— Hermann Knackfuß, dessen Tod wir gestern bereits meldeten, wurde vor 20 Jahren allgemein bekannt durch das Bild: „Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter!“ Die Idee zu diesem Bilde stammte vom Kaiser. . . .

Deutsches Theater

Direktion: Max Reinhardt.
8 Uhr: **Das Wintermärchen**
Donnerstag: **Schluck u. Jan**
Sonntag und Montag 2 1/2 Uhr:
Nachmittagsvorstellung (kleine Preise): **Die deutschen Kleinstädter**.

Kammerspiele

8 1/2 Uhr: **Der Weibsteufler**
Donnerst.: **Die deutschen Kleinstädter**

Theater für Mittwoch, den 19. Mai.

Berliner Theater

8 Uhr: **Extrablätter!**

Deutsches Künstler-Theater

8 Uhr: **Der Pfarrer von Kirchfeld**

Deutsches Opernhaus, Charlottenb.

8 Uhr: **Der Zigeunerbaron**

Friedrich-Wilhelmstädt. Theater.

8 1/2 Uhr: **O diese Leutnants!**

Gebr. Herrfeld-Theater

8 Uhr: **Der Gedankenleser. Das einzige Mittel.**

Kleines Theater

8 Uhr: **Scherz, Satire, Ironie u. tiefere Bedeutung**

Komische Oper

8 U.: **Der Opernball**

Komödienhaus

8 Uhr: **Die fünf Frankfurter**

Lessing-Theater

8 Uhr: **Baumeister Solneß** (Solneß: Alb. Bassermann)

Lustspielhaus

8 1/2 Uhr: **Ein Prachtmädel**

Metropol-Theater

8 Uhr: **Der Hochtourist**

URANIA

Taubenstraße 48/49.

4 Uhr (halbe Preise): **Die Winterschlachten in Masuren.**

8 Uhr: **Der Kanal u. die Ostküste Englands.**

Montis Operetten-Theater

Gastspiel Louis Treumann

8 Uhr: **Hoheit tanzt Walzer**

Residenz-Theater

8 Uhr: **Das kommt davon**

Schiller-Theater O.

8 Uhr: **Der lächelnde Knabe**

Schiller-Th. Charlottenbg.

8 Uhr: **Lumpacivagabundus**

Thalia-Theater

8 Uhr: **Alt-Berliner Possen-Abend: Das erste Mittagessen. Hermann und Dorothea. Guten Morgen, Herr Fischer!**

Theater am Nollendorfpf.

8 1/2 Uhr: **Immer feste drauf!** Sonnt. 3 1/2 Uhr: **Die Dollarprinzessin**

Theater des Westens

Ab Pfingstsonntag täglich: **Der brave Fridolin** Posse von Okonkowski u. Gabriel.

Theater in der Königgrätzer Straße

8 Uhr: **Rausch**

Trianon-Theater

8 1/2 Uhr: **Wie man einen Mann gewinnt**

Volksbühne-Theater am Bülowplatz

8 1/2 Uhr: **Rösickes Geist**

WINTERGARTEN

Rita Sacchetto

Eise Böttcher

Rosa Felsegg

Julius Spielmann

sowie der

neue

Mai-Spielplan.

Reichshallen-Theater.

Stettiner Sänger. Anf. 8 1/2.

Zum Schluss: **Im Schützengraben**

Militärisch. Zeitbild von Weisfel. Militärpersonen u. deren Angehörigen vollkommen freier Zutritt zu d. Stett. Sängern.

Voigt-Theater.

Badstr. 58. Badstr. 58.

Vom 1. Pfingstfeiertag ab täglich im Garten:

Gr. Theater u. Spezialität.

Vorstellung.

Aufführung 2 Uhr. Anf. 4 Uhr.

KÖNIGLICHEN HOLLÄNDISCHEN LLOYD

NACH SÜD-AMERIKA

1. und 2. Pfingst-Feiertag:

Große Extra-Frühvorstellung.

Theater und Spezialitäten.

Anfang 6 Uhr. Eintritt 20 Pf.

Berliner Prater-Theater

Kaustionen-Allee 7-9.

1. und 2. Pfingst-Feiertag:

Große Extra-Frühvorstellung.

Theater und Spezialitäten.

Anfang 6 Uhr. Eintritt 20 Pf.

Rose-Theater.

8 Uhr: **Wie deutsche Heiden sterben**

Walhalla-Theater.

8 Uhr: **Die Jagd nach dem Glück.**

Unauffällig

erhält ergrautes Haar gleichmäßig Naturfarbe wieder d. Reichel's „Regenerol“ (keine Farbe, das unerschütterlich bleibt allmählich u. absolut unmerklich einfließendes Mittel. Fl. M. 3,-, franko 3,50 durch Otto Reichel, Berlin 43, Eisenbahnstr. 4.

Nächste Abfahrten

von **Amsterdam nach Süd-Amerika**

(La Coruna, Vigo, Lissabon, Pernambuco, Bahia, Rio de Janeiro, Santos, Montevideo u. Buenos Aires)

Schnelldampfer: Frisia, 26. Mai

und weiter alle 14 Tage.

Frachtdampfer: 2., 30. Juni u. s. w.

Auskunft durch den:

KÖNIGLICHEN HOLLÄNDISCHEN LLOYD, AMSTERDAM

oder in

Berlin: Passage-Agentur D. A. Vonk, 70 Unt. d. Lind., NW7

Telegramm-Adresse: Realloyd Telephone: Zentrum 11881

Möbelfabrik „Fortuna“

Eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftung

SO 36, Heibelberger Str. 75/76.

Nach Beschluß der außerordentlichen Generalversammlung vom 7. Mai cr. löst sich unsere Genossenschaft auf.

Gläubiger haben ihre Forderungen eingureichen. 109/5

Die Liquidatoren. Gustav Berger, Gustav Schönburg, Richard Wolf.

Spezialarzt

Dr. med. Wockentz, Friedrichstr. 125 (Oranienb. Tor), für Syphilis, Harn- u. Frauenleiden — Ehrlich-Hata-Kur (Dauer 12 Tage), Blutuntersuchung. Schnelle, sichere, schmerzlose Heilung ohne Berufs-störung. Teilzahlung. Sprechstund. 12 1/2-2 1/2 u. 6 1/2-8 1/2.

Unerreicht in seinen Vorzügen

ist

Minlosches Waschpulver

wie ein Mann hängen Millionen dran.

eingetragene Schutzmarke